

mare

Léonie d'Aunet

REISE
EINER FRAU
IN DIE
ARKTIS

Aus dem Französischen
von Birgit Leib

Mit einem Nachwort
von Kristina Maidt-Zinke

mare

Die Originalausgabe erschien 1854
unter dem Titel *Voyage d'une femme au Spitzberg*
bei Hachette, Paris.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde im Rahmen des Programms »NEUSTART KULTUR«
aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur
und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



1. Auflage 2024

© 2024 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Claudia Jürgens, Berlin

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Einband- und Schuberabbildung

Kana Design Image / stock.adobe.com

Karte Peter Palm, Berlin

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Verdigris

Druck und Bindung Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-86648-687-4



www.mare.de

Inhalt

Vorbemerkung der Übersetzerin

7

Leonie d'Aunet

REISE EINER FRAU IN DIE ARKTIS

1. Brief

HOLLAND

Von Paris nach Hamburg

13

2. Brief

DÄNEMARK, SCHWEDEN

UND NORWEGEN

Von Hamburg nach Christiania

37

3. Brief

Von Christiania nach Trondheim

67

4. Brief

Von Trondheim nach Hammerfest

99

5. Brief
DIE BEWOHNER LAPPLANDS

129

6. Brief
SPITZBERGEN
Von Hammerfest nach Hammerfest
151

7. Brief
LAPPLAND
Von Hammerfest nach Matarenki
187

8. Brief
FINNLAND
259

9. Brief
OSTSCHWEDEN UND PREUSSEN
283

Anmerkungen
319

— — —

NACHWORT
von Kristina Maidt-Zinke
325

Viten
351

Vorbemerkung der Übersetzerin

Grundlage der Übersetzung ist durchgehend die Originalausgabe von *Voyage d'une femme au Spitzberg* aus dem Jahr 1854, erschienen im Pariser Verlag Hachette. Eingesehen wurden aber auch spätere Auflagen, vor allem die 3. Auflage von 1867, sowie die Ausgabe der Éditions du Félin, Paris 1992, mit ausführlicher Einleitung von Dr. Wendy S. Mercer, University College London. Ab der 3. Auflage enthält der Text ein paar Abweichungen zum Original, nämlich inhaltliche Korrekturen und Streichungen, die ich jeweils in den Endnoten dokumentiere. Warum diese vorgenommen wurden, bleibt aktuell Spekulation. Ich halte es für wahrscheinlich, dass Léonie d'Aunet (1820–1879) sich selbst um ihr Werk gekümmert hat – zeitlich ist es möglich, und das Schreiben war ihr Beruf.

Beim Auffinden der Orte, das sich vor allem in Lappland schwierig gestaltete, war mir abgesehen von digitalen Karten zum Abgleich meiner Ergebnisse auch die italienische Übersetzung von Alessandra Grillo nützlich, 2006 im römischen Verlag Voland erschienen, die fast alle Orte ebenfalls recherchiert hat. Für Schreibweisen weiterer Orte und Eigennamen im skandinavischen Raum konnte ich außerdem die leider stark gekürzte norwegische Übersetzung von Geneviève Jul-Larsen einsehen, die 1968 bei H. Aschehoug & Co in Oslo erschien.

Léonie d'Aunet sprach, wie Françoise Lapeyre in ihrer

2005 erschienenen Biografie belegte, neben der französischen Muttersprache auch Englisch, da ihre Familie sehr international aufgestellt war. Ihr Bruder, an den die Briefe dieses Reiseberichts gerichtet sind, wohnte etwa zu der Zeit in New York. Die skandinavischen Sprachen hörte sie manchmal durch ihr englisches Ohr und schrieb Namen dementsprechend. Das norwegische und schwedische »å« gibt sie beispielsweise mal mit »ä« wieder (sie schreibt »Umeä« für das schwedische Umeå), mal mit »aa« wie bei der norwegischen Kommune Kåfjord, die bei ihr zu »Kaafjord« wird. Der Vokal »ø« wie im norwegischen Tromsø wird bei ihr zu »oë« (»Tromsoë«). Eigennamen erfahren ebenfalls abenteuerliche Änderungen, zum Beispiel »Ouli Eiland« für Ole Høiland. Um eine einheitliche Lesart zu ermöglichen und damit die Leser*innen die Reise auch heute geografisch nachverfolgen können, sind Eigennamen in dieser Übersetzung in der heutigen Schreibweise der jeweiligen Landessprache wiedergegeben. Ausgenommen sind lediglich ein paar bekannte Orte, die zur Reisezeit einen anderen Namen trugen, wie zum Beispiel Oslo, das damals Christiania hieß.

Zu bedenken ist bei der Schreibweise der Autorin stets, dass sie ihre Notizen im Jahr 1839 unter oft schwierigen Wetterbedingungen oder Reiseumständen zu Papier gebracht hatte, sie aber erst 1854 für die Veröffentlichung überarbeitete, als die Erinnerung an Einzelheiten nicht mehr so frisch war. Wo Orts- oder Eigennamen im Original deshalb sehr speziell oder sogar originell geschrieben sind oder wo sie nur mutmaßlich lokalisiert werden können, wird dies in den Endnoten vermerkt. Dort ist ebenfalls aufgeführt, wenn es zwischen den verschiedenen Auflagen und Ausgaben des Reiseberichts große Unterschiede gibt.

Nicht korrigiert wurden sachliche Fehler oder einseitige Urteile, die auf beschränktem Wissen beruhen. Beispielsweise behauptet Aunet, dass »Lappen nicht singen« – sie hatte also anscheinend nicht die Gelegenheit, das Joiken der Samen zu hören, diesen dem Jodeln verwandten Gesang. Es ist mir ein großes Anliegen zu betonen, dass zeittypische Haltungen und Begriffe aus dem 19. Jahrhundert, die wir heute als rassistisch und abwertend einstufen, in meiner Übersetzung wörtlich und historisch wiedergegeben sind (zum Beispiel »Rasse«, »Wilde«, »Zigeunerin«, »Eskimo« oder »Lappe« statt Same etc.), da heutige politisch korrekte Bezeichnungen einen Stilbruch darstellen würden. Aus demselben Grund habe ich auch nicht gegändert: Wenn Léonie d'Aunet sich als »voyageur botté« bezeichnet, heißt es also übersetzt »der gestiefelte Reisende«, zumal die weibliche Form »voyageuse« zu ihrer Zeit schon existierte und sie sie an anderer Stelle selbst gebraucht: »Quant aux voyageuses, j'eus l'honneur d'en être le premier échantillon; Als reisender Frau wurde mir übrigens die Ehre zuteil, das erste Ansichtsexemplar zu sein.«

Léonie d'Aunet

REISE
EINER FRAU
IN DIE
ARKTIS

I. Brief

HOLLAND

Von Paris nach Hamburg

Abfahrt von Le Havre / Die Maas / Holländische Landschaften /
Rotterdam / Den Haag / Der Markt / Museen / Der Haager
Wald / Kutschfahrt durch Gartenlandschaften / Amsterdam /
Gerard Dou / Rembrandt / Zaandam / Das Zar-Peter-Haus / Broek /
Holländische Eigentümlichkeiten / Das Meer

An Monsieur Léon De Boynest, in New York

An Bord der *Wilhelm I.*¹

Mein lieber Bruder,
wie alle anderen werden Sie erstaunt sein und mich
fragen, wie ich auf die Idee kommen konnte, diese große und
lange Reise zu unternehmen, welche Sie mich mit Besorgnis
antreten sehen.

Diese Idee entstand einfach; sie wurde bei einer Konversation
aus einem Zufall geboren. Und so trug es sich zu:

Vor ungefähr einem Monat waren ein paar Freunde bei
mir versammelt; unter ihnen befand sich der berühmte Rei-
sende Joseph Paul Gaimard, der zwei Mal den Erdball um-
rundet und an ich weiß nicht wie vielen Polarexpeditionen
teilgenommen hat; an jenem Tag erzählte er uns mit seinem
meridionalen und ausschmückenden Temperament vom
Schiffbruch der *Uranie* bei den Malwinen; er gefiel sich dar-
in, uns in seiner Schilderung alle Beweise an Mut und Kalt-
blütigkeit aufzuzählen, die Madame Freycinet unter diesen

Umständen an den Tag gelegt hatte, als sie ihren Mann, den Kommandanten der *Uranie*, begleitete.

Als er geendet hatte, sagte jemand: »Die arme Frau, sie muss sehr gelitten haben!«

»Sie haben Mitleid mit ihr?«, warf ich ein. »Ich bin neidisch auf sie!«

Gaimard blickte mich an.

»Meinen Sie das ernst, Madame?«

»Vollkommen ernst.«

»Würden Sie gerne eine Weltreise unternehmen?«

»Das ist mein Traum.«

»Oder noch weiter?«

Ich verstand nicht; ich hielt es für einen Scherz.

»Weiter, ja«, fuhr Gaimard fort, »Weltreisen sind schon viele unternommen worden; doch wir sind noch nicht weit genug in die Gebiete am Pol vorgedrungen, um herauszufinden, ob man auf diese Weise von Europa nach Amerika gelangen könnte..«

»Aha! Kennen Sie den Weg?«

»Nein, wir werden ihn suchen; ich breche als Präsident einer wissenschaftlichen Abordnung in drei Wochen auf, um den Arktischen Ozean in den Gegenden von Spitzbergen und Grönland zu erkunden.«

»Da können Sie sich glücklich schätzen!«

»Noch glücklicher wäre ich, wenn diese Expedition Ihren Mann reizen und er ihr sein Talent zur Verfügung stellen würde.«

»Man könnte ihm ein Angebot dahingehend unterbreiten, denke ich.«

»Kümmern Sie sich darum, Madame?«

»Ja, unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Dass ich ihn begleite.«

»Bis zum Ende?«

»Bis zum Ende.«

»Da wird es Schwierigkeiten geben, denn Frauen sind auf staatlichen Schiffen nicht erlaubt, und ...«

»In dem Fall werde ich kein Wort über die Reise verlieren, ganz im Gegenteil.«

»Reden Sie mit ihm, wir werden eine Lösung finden.«

Noch am selben Abend besprachen mein Mann und ich das Projekt der großen Reise ausführlich und erteilten ihm einstimmig unser beider Einwilligung.

Am nächsten Tag verkündeten wir unseren Freunden die Abreise.

Ein Gezeter der Ablehnung erhob sich:

»Was für eine Tollheit!«, sagte man mir. »Bei Ihrer Rückkehr werden Sie in grässlichem Zustand sein.«

»Wieso das?«

»Das sind furchtbare Länder; und dazu sind Sie zu jung und empfindlich für die Strapazen einer solchen Reise; warten Sie wenigstens noch etwas ab.«

»Nein. Zum einen wird sich die Gelegenheit nicht noch einmal bieten; und zum anderen könnte ich später Kinder haben und hätte dann nicht mehr das Recht, mein Leben bei Abenteuern aufs Spiel zu setzen.«

»In Ihrem Alter geht man auf den Ball, nicht zum Pol.«

»Das eine schließt das andere nicht aus; wenn ich zurückkehre, werde ich genug Zeit haben, auf Bälle zu gehen.«

»Und wenn Sie nicht zurückkehren?«

»Dann werden Sie in den Genuss kommen zu sagen: Ich habe sie ja gewarnt.«

Ich dachte nur noch an meine Vorbereitungen; ich packte ein paar Kisten mit Kleidern und Tüchern, die nach Kopenhagen und Stockholm geschickt wurden; ich ließ mir Männerkleider nähen, um es, einmal in weiter Ferne angekommen, bequem zu haben, und nach Ablauf der drei Wochen, von denen Gaimard gesprochen hatte, waren wir abreisefertig; er kam, um sich von uns zu verabschieden, und staunte über unsere Betriebsamkeit. Wir vereinbarten einen Treffpunkt mit ihm am Nordkap; die wissenschaftliche Abordnung reist übers Meer dorthin; wir werden den Landweg nehmen: eine ausgezeichnete Gelegenheit, viele Länder zu sehen.

Nun, mein lieber Bruder, ist keine Zeit mehr, Tadel oder Ratschläge zu senden, wir sind unterwegs; ich schreibe Ihnen an Bord des Dampfschiffs, das uns nach Hamburg bringt, und dieser Brief ist der Beginn der Einlösung des Versprechens, das ich Ihnen gegeben habe: alles zu erzählen, was mir widerfährt, und alles zu beschreiben, was ich auf dieser langen Reise sehe. Ein mühsames Vorhaben, fürchte ich, doch ich hoffe es mit absoluter Aufrichtigkeit auszuführen. Meiner Meinung nach bedeutet das Schreiben über eine Reise, das Porträt der Länder anzufertigen, die man durchquert, und der Erzähler hat nicht das Recht, sie unkenntlich zu machen.

Mein Bericht wird sich zunehmend interessanter gestalten, je weiter ich in die nördlichen Gefilde unseres alten Europas vorstoßen werde; einmal dort angekommen, werde ich, wenn ich schon kein anderes habe, zumindest das Verdienst der Originalität erlangt haben, die einzige Frau zu sein, die je eine solche Reise unternommen hat.

Und hier unsere Reiseroute.

Auf dem Hinweg:

Holland, Hamburg, Dänemark, Westschweden, Norwegen, Christiania, Trondheim², das Nordkap und am Ende Spitzbergen, so Gott will.

Auf dem Rückweg:

Lappland, Tornio³, Finnland, Ostschweden, Stockholm, Preußen, Sachsen und der Rhein.

Ich schreibe Ihnen nichts über den Abschied, die Abreise, die Normandie, deren Schönheiten ich durch den Regenschleier hindurch, der sie allzu oft trübte, nur erahnen konnte, und auch nichts über Le Havre, mittlerweile ein Vorort von Paris; die eigentliche Reise begann für mich erst mit dem Augenblick, in dem ich den Fuß aufs Deck des Dampfschiffs nach Rotterdam setzte. Wir hatten grauenhaftes Wetter. Als der Dampfer den Hafen verließ, wurde er von den Wellen auf eine Gruppe kleiner Fischerboote geschleudert und verursachte beträchtliche Havarien; unsere Schaufelräder zerfetzten ihre Segel, brachen ihre Masten entzwei, drückten ihnen den Rumpf ein; alles schrie und krachte unter diesem gigantischen Mühlrad; die so malträtierten Fischer waren untröstlich und wütend zugleich; sie schnauzten uns heftig und nicht gerade höflich an. Mitten in diesem Tumult und begleitet von einem Konzert an Flüchen verließ ich Le Havre. Weder die Küste der Heimat noch die Landsleute bereiteten mir einen freundlichen Abschied.

Von diesem Moment an bis zum nächsten Tag befand ich mich in den exklusiven Fängen dieser Tortur, die man »Seekrankheit« nennt, und ich sah nichts außer Teetassen und Zitronen, in die ich ingrimmig biss wie in einen Apfel.

Als das Schiff in die Maas einfuhr, fühlte ich mich besser und ging an Deck. Ich war überrascht, mich schon in einem

Land zu befinden, das sich merklich von Frankreich unterschied; wir kamen an einer kleinen Stadt vorbei, die, soviel ich weiß, Hellevoetsluis⁴ hieß und inmitten einer frischen, gepflegten, hübschen und anmutigen Gegend lag, einer wahren Bilderbuchlandschaft: Es fehlte nichts darin, weder die weißen Schafe noch die hochgewachsene Silhouette dreier Mädchen in kurzen Röcken, die dabei waren, auf einer grasgrünen Wiese Wäsche aufzuhängen.

Die Ufer der Maas sind sehr flach; der Fluss wird beidseitig von kleinen, niedrigen Wällen eingedeicht, die, von Weitem betrachtet, wie von Korbblechtern angefertigte Festungsmauern aussahen: Das Auge nimmt nur kunstvoll geflochtene dünne Äste oder Binsen wahr (ich weiß nicht zu sagen, welche Art), und es muss erstaunen, dass so viel Kraft in so einer formschönen Arbeit steckt.

Wir ließen Den Briel rechter Hand liegen, fuhren nicht weit von Dordrecht vorüber, von dem ich nur die hohen, schiefergedeckten Kirchtürme erspähte, und noch am selben Abend kamen wir in Rotterdam an.

Ich durchquerte Rotterdam zu Fuß und ein wenig in Eile, um die Postkutsche nach Den Haag zu erreichen; dennoch hatte ich Zeit, von der unübersehbaren Sauberkeit recht angestanzt zu sein, den von schönen Bäumen gesäumten Kanälen, in denen klares Wasser floss, den hübschen, mit Leichtigkeit von einem Ufer zum anderen gespannten Steinbrücken und von dem ruhigen, heiteren, friedlichen und sanften Flair – wie das Glück selbst. Vor fast allen Häusern gibt es eine Außentreppe aus Stein, Holz oder Ziegeln; jeder Besitzer baut seine nach dem eigenen Geschmack, was für charmante, launische Einflüsse auf die allgemeine Architektur sorgt und die kalte Symmetrie und die langweilige Regelmäßigkeit wir-

kungsvoll durcheinanderbringt. Manchmal erhaschte ich einen Blick ins Innere einer sauberen, geputzten, aufgeräumten und blitzblanken Küche, wie man sie in Paris höchstens im Louvre auf den holländischen Gemälden findet.

In diesem Land, in dem es sich bestimmt gut lebt, reist man ziemlich schlecht; die öffentlichen Kutschen sind sehr ungemütlich, und wären die Straßen nicht ebenmäßig wie Gartenalleen, würde man nach zwei Meilen auseinanderfallen. Von Dordrecht nach Delft fährt man durch eine Landschaft wie bei Paulus Potter: Wiesen, so weit das Auge reicht, ab und zu von einem schmalen Kanal durchzogen, in dem sich der Himmel spiegelt. Als wir vorüberfuhren, sahen uns ein paar reglos auf einem Bein stehende Graustörche an, ohne aufzufliegen; schöne weiße Kühe mit rostroten Flecken lagen wiederkäuend im hohen Gras; eine kaum spürbare Brise fächelte uns den frischen und salzigen Geruch des Meeres zu, alldieweil die Sonne langsam hinter einem Schleier aus purpurfarbenen Schwaden versank; auf dieser Natur lag eine mächtige, sich auf die Seele übertragende Ruhe, und während die Kutsche geräuschlos vorankam und meine Reisegefährten sich dazu einer wohligen Schläfrigkeit hingaben, erinnerte ich mich an diese charmanten Verse von Richard Howitt:

*The birds were hushed, the flowers were closed,
The kine along the ground reposed.
All active life to gentle rest
Sank down, as on a mother's breast!*

Der Vogel verstummte, die Blumen gingen zu,
Das Vieh kam sanft auf der Erd zur Ruh.

Die Natur und das Leben in wohliger Lust
In Schlaf gewiegt an der Mutter Brust.⁵

Ich überließ mich einer Träumerei, weitschweifend wie dieser unendliche Horizont, sanft wie diese schöne Landschaft.

Wir durchquerten Delft sehr zügig in dunkler Nacht, und ich konnte nichts anderes erkennen als die Funken all der Pfeifen, die vor den Haustüren qualmten. In Den Haag mietete ich mich in der Nähe einer großen Gracht ein, an einer Uferstraße, die *Spui* genannt wurde. Am nächsten Morgen zwang mich ein Gepolter von Bürsten und Besen, die über meinem Kopf hin und her schrubbten, trotz meiner Müdigkeit früh aufzustehen. Den gegen meine Fenster peitschenden Wassermassen nach glaubte ich, ein starker Regenguss würde niedergehen; als ich hinaussah, war ich beruhigt: Es waren keine Regenschauer, sondern einfach die Hausfrauen in der Nachbarschaft und die Dienstmägde meiner Unterkunft, die die Außenfassaden der Häuser mit tragbaren Pumpen überschwemmten, um sie zu säubern, und dabei eine künstliche Sintflut verursachten.

Ich hatte viel von der Reinlichkeit der Holländerinnen gehört; gleichwohl erschien sie mir unfassbar: Nicht nur, dass Kesselhaken, Kaminplatten, Zierbeschläge und Schuhabtreter blitzten wie eiserne Schmuckstücke; diese Leute haben nicht einfach etwas für Sauberkeit übrig, sie erheben sie zum Kult. Die Frauen waschen, schrubben, scheuern, bürsten, polieren, kehren oder räumen ohne Unterlass; sie tun nichts anderes. Ihrem Äußeren nach zu urteilen kämen sie vielleicht mit etwas weniger Mechanischem schlechter zurande. Die Frauen, die von ihrer wirtschaftlichen Stellung her davon befreit sind, aktiv am ständigen allgemeinen Hausputz

mitzuwirken, zeigen nicht viel Interesse an intellektuellen Freuden; sie verbringen ihr Leben damit, sich anzukleiden, im Park spazieren zu gehen oder mit einer Stickerei am Fenster zu sitzen, die sie oft unterbrechen, um einen Blick auf einen kleinen, draußen an einem beweglichen Eisenstab angebrachten Spiegel zu werfen. Je nachdem, wie diese seltsame kleine, geradezu neugierige Vorrichtung ausgerichtet wird, spiegelt sie alle Passanten auf der Straße. Dieser Gegenstand wird »Spion« genannt, was die Sache gut trifft; denn dieses Spiegelstückchen, welches das Auge des arglosen Fußgängers kaum bemerkt, ist perfide oder besser gesagt gnadenlos nachahmend genug, um jede seiner Gesten preiszugeben.

Die Straßen von Den Haag sind menschenleer, beinahe verlassen; der einzige wirklich belebte Ort in der Stadt ist an Markttagen die große Gracht. Dann sieht man lang gestreckte Schiffe einfahren, beladen mit Obst, Gemüse, Eiern, Geflügel und schönen, glitzernden Fischen, die noch in den Netzen, in denen sie gefangen wurden, durcheinanderwimmeln und hochspringen; die am Bug sitzenden Schiffer rauchen ernst, und aus allen Häusern kommen die regen Hausfrauen, um an Bord der Schiffe ihre Einkäufe zu tätigen. Diese Frauen in malerischer Tracht, mit ihren robusten Gliedern und rosigen Wangen, die hierhin und dorthin laufen, plaudern, einkaufen, sich von einem Schiff zum anderen etwas zurufen, verleihen dieser ganzen Szenerie ein Leben und einen Glanz, die ich kaum beschreiben kann. Bestimmt ist unser Markt in den Pariser Hallen ansehnlicher; es gibt mehr Menschen, vielfältigere Waren; der Eindruck davon ist jedoch ein ganz anderer. In Paris findet der Markt auf einem von hohen und schwarzen Gebäuden umgebenen Platz statt; der Ort ist laut, schmutzig, unpassierbar, ekelerregend; der Fuß stolpert im

Dreck; die strengen Ausdünstungen aus Abfällen aller Art sind eine Beleidigung für den Geruchssinn. Was für ein Kontrast zu diesem sauberer, heiteren, fröhlichen holländischen Markt, der sich behaglich an der großen Gracht ausdehnt, von schönen Bäumen beschattet und von weiträumigen Kais gesäumt!

Das erklärt zur Genüge, warum die Hausdamen in Paris davon absehen, ihre Köchin auf dem Markt zu beaufsichtigen, wohingegen die in Den Haag ihre fast durchweg begleiten.

Ich habe mich einen ganzen Tag lang in den Museen eingeschlossen. Was soll ich sagen? Es gibt Schätze und Meisterwerke in Hülle und Fülle. Die Schätze sind im chinesischen, die Meisterwerke im holländischen Museum untergebracht; man verlässt sie voller Entzücken.

Ich habe zwei Stunden in China und eine Stunde in Japan verbracht. Niemand soll behaupten, er kenne diese beiden Länder besser als ich: Ich war dort. Ich könnte berichten, wo sich Pekings Straßen kreuzen, wie die Häuser gebaut sind; welche Zeichnungen die Porzellanmauern schmücken; wie viele Etagen die Pagoden haben; welche Tracht die Frauen tragen; welche Schuhmacher geschickt wie Juweliere ihre allerzierlichsten Schuhe anfertigen; welche Haarnadeln, lang wie Spindeln, sie in ihre Frisuren stecken; welche Farben die verspielten Steckkämme haben, mit denen sie sich an Festtagen schmücken; wie die Blumen dort aussehen und welchen Früchten sie ähneln; wie groß die verschiedenen Gemüse sind und an welches Tier sie erinnern: Ich kenne jedes Detail. Reiste ich morgen nach China, nein, ich meine, kehrte ich dahin zurück, würde ich mich dort wie zu Hause fühlen.

Im Ernst, man erspart sich acht Monate Hinfahrt und

die Stürme am Kap der Guten Hoffnung durch einen Tagesausflug in die Den Haager Museen. Das chinesische Museum verfügt über eine vollständige Sammlung von Waffen, Kleidungsstücken, Möbeln, Gemälden, Werkzeugen und Gerätschaften des Kaiserreiches; außerdem gibt es perfekte Nachbildungen aller Tiere, Früchte, Blumen, Pflanzen und Gemüse des Landes; wollte man alles an Perfektion Her vorstechende aufzählen, müsste man eine Nomenklatur erstellen; manche Früchte scheinen allein beim Anblick ein so köstliches und durchdringendes Aroma zu verströmen, dass der Feinschmecker zum Dieb werden könnte. Um diese großartigen Sammlungen noch zu vervollständigen, werden im selben Saal Relief-Stadtpläne von Peking und Kanton gezeigt, die in großem Maßstab und mit chinesischer Treue angefertigt wurden. Die wahren Schätze stehen den Meisterwerken der Geduld in nichts nach; die im Museum versammelten Waffen und Kostüme besitzen einen ungeheuren Wert; es sind weit mehr Schmuckstücke als Waffen; die malaiischen *Kris* sind aus massivem Gold und haben eine geflammte Klinge mit einer zwar kleinen, aber gut geschärf ten und gut vergifteten Eisenspitze, wie es sich gehört; in die Hefte der japanischen Dolche sind Edelsteine eingelassen: Dieses Arsenal ist ein Schmuckkasten. Die Kleidungsstücke sind ebenfalls von unschätzbarem Wert; darunter sah ich so viele bezaubernde, bei uns unbekannte Stoffe, dass mir nur der Vergleich mit dem blendenden Sonnen-Kleid aus dem Märchen *Eselshaut* in den Sinn kommt. Die meisten Damenröcke sind aus diesem schönen Crêpe, dem China seinen Namen gab, äußerst geschmackvoll mit Gold bestickt; gewiss arbeiten die Hersteller solcher Motive künstlerischer als viele Künstler, die ich kenne. Zum Schluss zog ein großer,

mit Schildpatt und Silber meisterhaft und kostbar verzierter Schrank meine Aufmerksamkeit auf sich und amüsierte mich; dieser offen stehende Schrank enthielt bei näherem Hinsehen ein japanisches Haus, ein reales und vollständiges Interieur mit all seinen Möbeln und Utensilien, so detailliertreu, als hätten sie die wirkliche Größe. Ein einziges Beispiel stehe stellvertretend für den Rest: In diesem Haus gibt es einen Bücherschrank, und die Bücher, die darin stehen, wurden extra dafür gedruckt. Dieses Spielzeug-Kleinod wurde von Peter dem Großen für das Museum in Petersburg in Auftrag gegeben; ich weiß nicht, durch welche Umstände es in Den Haag geblieben ist.

Nach den chinesischen Reichtümern sah ich die holländischen: die Gemälde. Um alles zu betrachten, zu beurteilen und zu verstehen, bräuchte man in solchen Museen nicht nur einen Tag, sondern ein Jahr. Ich eilte mit beklagenswerter Schnelligkeit an den entzückendsten und hochgelobten Werken von Gerard Dou, Gabriël Metsu und Gerard ter Borch vorbei. Dem allerschönsten Gemälde von Paulus Potter widmete ich gerade mal ein paar Minuten. Das Bild zeigt einen großen, in Gedanken versunkenen Stier, der neben einer prächtigen, liegenden Kuh steht. Man blickt wie durch ein offenes Fenster auf eine Weidelandschaft. Es soll zweihunderttausend Franc wert sein.

Im Wissen, wenig Zeit zu haben, durchlief ich die Säle auf der Suche nach einem Gemälde, von dem mich eine Radierung zutiefst beeindruckt hatte: *Die Anatomie des Dr. Tulp* von Rembrandt. Als ich vor diesem Kunstwerk des höchsten Meisters der Farbe stand, steigerte sich meine Bewunderung bis hin zur Ergriffenheit. Das Sujet ist ernst und in einer seltenen Schlichtheit wiedergegeben: Der Arzt führt an der auf

einem Tisch ausgestreckten Leiche eine Sektion vor; seine Schüler hören ihm interessiert zu, was an ihren intelligenten und ruhigen Mienen abzulesen ist. Der Gesichtsausdruck des Arztes ist wach und inspirierend; man sieht ihm zu, hält inne, lauscht seinen Worten, genauso wie die seriösen, schwarz gekleideten Studenten, die ihn umringen; auf der Szene liegt dieses zugleich mysteriöse und warme Licht, ein Geheimnis, das allein dieser unsterbliche Meister kannte.

Nach meinem Museumsbesuch durchquerte ich einen schönen Park, der Haager Wald genannt wird; von den menschengeschaffenen Wundern wechselte ich zu den vom Herrgott geschaffenen; zu jeder Jahreszeit soll dieser Park eine großartige Promenade sein, aber im Monat Mai ist er ein riesiger Blumenstrauß; die Wegränder sind von Veilchen, Schneeglöckchen und Schlüsselblumen übersät; sämtliche Sträucher blühen rosa oder weiß; der Gewöhnliche Schneeball und der Weißdorn sprießen überall hervor: Nichts ist frischer, fröhlicher, wohlriechender! Gelegentlich erheiterten ein paar überaus elegante Städterinnen mit ihrem Putz den Blick; diese Damen wirkten durch ihr allzu großes Bestreben, Pariserinnen sein zu wollen, doch recht wunderlich. Sie trugen die Mode der kommenden Saison, ein Fehlgriff, den jede Ausländerin tut, die sich gewissen Journalen unterwirft, die eher Moden voraussagen als empfehlen.

Noch am selben Abend verließ ich Den Haag in einer großen gelben Kutsche, die so hoch auf ihren Rädern thronte, dass das Trittbrett fast wie eine Leiter war. Ich setzte mich auf dürftige, mit Stroh gefüllte Kissen, zu meiner Linken einen Zigarre rauchenden Holländer und vor mir zwei dicke, Pfeife rauchende Holländer. In dieser Räucherkammer eingesperrt, hatte ich, um der Migräne zu entkommen, keine

andere Wahl, als den Kopf hartnäckig am Kutschenschlag zu halten, was ich nicht bedauerte. Die Straße von Den Haag nach Amsterdam gleicht einem Spazierweg in einem englischen Garten; die Landschaft ist gespickt mit Landhäusern, die man leicht für Pavillons oder Gartenlauben eines riesigen Parks halten könnte, so adrett, reizend, blühend und bunt sind sie. Von meinem Hochsitz aus reichte mein Blick über die Hecken in die Gärten hinein, deren Sträucher ich mit der Hand hätte streifen können; tausend köstliche Düfte stiegen aus den Beeten empor und bekämpften siegreich die unangenehmen Ausdünstungen meiner Raucher. Während dieser Fahrt, die einem Bienenflug glich, konnte ich die beträchtliche Anzahl vermögender Holländer ermessen. Es war weder die Eleganz der Gebäude noch die Pracht der Rabatten, die mir den Wohlstand des Eigentümers offenbarte; nein, es war die Menge der Hügel, die ich innerhalb der Anwesen erblickte. Auf diesem Billardteppich, der sich über die Vereinigten Niederlande ausbreitet (und, erlauben Sie mir ein schlechtes Wortspiel, wenn ich sage, dass diese Lande nicht umsonst »nieder« heißen), auf dieser klassischen Prärielandschaft, existiert keine Bewegung des Geländes, es sei denn, man erschafft sie; daher besteht der Ehrgeiz eines jeden Grundbesitzers darin, seinen Park mit einem kleinen Berg, einer Erhebung, irgendeinem Buckel zu bestücken. Diese Seltenheit wird mit Geld erkauft: Jeder Bankier im Ruhestand brüstet sich mit einem Erdhügel; nicht wenige Millionäre fügen noch den Felsen, der eine Grotte nachbildet, hinzu – das ist dann das *nec plus ultra* des Luxus.

Ein Pflanzenzüchter wäre wahrscheinlich beim Anblick dieser edlen Tulpen und dieser berühmten, von Gärtnern der ganzen Welt gepriesenen, begehrten und hochgeschätzten

Hyazinthen vor Bewunderung erstarrt; ich habe sie genossen, jedoch nicht mehr oder weniger, nur weil sie Unsummen wert sind, sondern mit dieser gelassenen Arglosigkeit des Geistes, der, seien es Blumen oder Frauen, keine andere Aristokratie gelten lässt als die der Schönheit. Im Übrigen, wenn ich schon dabei bin, meine ketzerischen Ideen zu beichten, füge ich noch folgende hinzu: Ich mag dieses übertriebene Hegen und Pflegen der Blumen nicht besonders; indem man ihrer Verwilderung entgegenwirkt, nimmt man ihnen einen Teil ihrer Anmut: Darin gehe ich sehr weit; denn ich ziehe eine Wiesenblume einer Gewächshausblume vor und einen vernachlässigten Garten einem gepflegten.

Am Ende dieser Spazierfahrt erreichte ich Hollands Hauptstadt Amsterdam. Amsterdam ist das Venedig des Nordens: Wie das andere Venedig hat es das Meer, die Paläste, die Kanäle, die Erinnerungen; wie das andere Venedig war es republikanisch, florierend und glorreicher. Heute ist Venedig unterworfen und Amsterdam gefügig. Die große aristokratische Republik ist nur noch eine vom Kaisertum Österreich abhängige Stadt; die große bürgerliche Republik ist nur noch eine Monarchie dritter Klasse. Wer hätte dies drei Jahrhunderte zuvor voraussagen können, als Venedig mit seinen sechzigtausend Soldaten, zweihundertvierzig Galeeren und unerschöpflichen Arsenalen gegen die Türkei kämpfte? Als Holland Indien kolonisierte und gleichzeitig Spanien die Stirn bot?

In Amsterdam sind die Spuren der Vergangenheit gut sichtbar: Die Stadtpaläste an der Herengracht, deren Freitreppen aus Marmor fast bis ins Wasser des großen Kanals reichen und deren mit rosa Scheiben geschmückte hohe Fenster den Blick auf weiträumige, mit Damast aus den Kolonien

bespannte Salons freigeben, haben ihren prächtigen und herrschaftlichen Stil bewahrt, der an das florierende Zeitalter erinnert. Amsterdam ist immer noch eine fröhliche, belebte und malerische Stadt; alles dort ist für den Reisenden interessant; tausenderlei Gegenstände ziehen den Blick an und erfreuen ihn. Was heutzutage selten ist: Amsterdam verfügt über eine ganz eigene Farbe, ein ganz bestimmtes Aussehen; es hat nicht diesen tristen, Frankreich nachahmenden Anstrich seiner belgischen Nachbarn; man zieht dort wirklich noch die zünftige Nationaltracht an. Die Frauen aus Amsterdams Umgebung schmeicheln den Augen des Künstlers durch ihr funkelndes Zubehör und ihre strahlende Frische; die Friesinnen tragen ihren reich verzierten, mehrgliedrigen Brustschmuck aus Gold oder Silber nach alter Tradition, der wunderlich hervorsticht, und auf den Straßen begegnet man von der Wohlfahrt aufgezogenen Waisenkindern, die zweiteilige graue und rote Kleider tragen wie lebendige Erinnerungen aus dem Mittelalter.

In einer solchen Stadt bräuchte es mehr als zwei Monate: Zu meinem großen Bedauern konnte ich ihr nur zwei Tage widmen. Dennoch besichtigte ich die Kunsthalle, im Laufschritt, wie immer.

Dieses Museum ist unglaublich! Die Anhäufung von Perlen an einem Ort könnte kaum größer sein! Ich erspare Ihnen meine Beschreibungen der Gemälde; andere, würdiger als ich, haben schon gelehrt von all diesen wunderbaren Werken berichtet, und Sie dürfen sich gerne bei ihnen kundig machen. Da Sie sich jedoch sämtliche Eindrücke von mir erbeten haben, werde ich anführen, an welchen ich »hängen blieb«, wie es im Atelier-Stil heißt.

Zunächst ein Gerard Dou; ein wahres Meisterwerk dieses

Künstlers, dessen Genie die Geduld war; ein kleines Intérieur, das vom Mond, von einer Laterne und von einem Kaminfeuer zugleich illuminiert wird; diese unterschiedlichen Lichtquellen sind jede für sich und doch harmonisch verbunden wiedergegeben. Dieses kleine Gemälde ist wahrlich eine Herausforderung der Unmöglichkeit und eine meisterlich bestandene dazu.

Anschließend blieb ich mehr als eine Viertelstunde wie angenagelt vor Rembrandts *Nachtwache* stehen. Sie zeigt einfach eine Patrouille der Bürgerwehr in Gent: gewöhnliche Gesichter, dunkle Kleidung, eine banale Handlung – ein sublimes Ganzes –, hier fließen Natur und Kunst zusammen. Jede Brust wird von der Luft geschwellt, und der kräftige Atem eines großen Genies weht im Werk. Dieses Gemälde steht auf demselben Niveau wie *Die Anatomie des Dr. Tulp*, und allein diese beiden sind eine Reise wert. Dasselbe Museum beherbergt die wichtigsten Vertreter der holländischen Schule: ein riesiges Gemälde von van der Helst⁶, einem Maler, den wir Franzosen zu wenig kennen. Darauf stellt van der Helst *Das Schützenmahl der Amsterdamer Bürgergarde* dar. Zwölf oder fünfzehn Männer sind in natürlichen Posen um einen großen, mit Speisen beladenen Tisch versammelt; die detailgetreu gezeichneten Figuren verströmen echtes Leben; sie treten aus der Leinwand heraus, wie man sagt. Die Einzelheiten sind mit edler und unglaublicher Sorgfalt ausgeführt; man könnte die Fäden der Tischdecke und die Zierstiche des Vorhangs zählen. Es ist zweifellos ein schönes Gemälde; doch es hat mich nicht berührt. Warum? Vielleicht waren meine Augen zu voll von Rembrandts poetischem Licht!

Man darf Holland nicht verlassen, ohne Zaandam und

Broek gesehen zu haben. Zaandam ist eine Seite und Broek eine Vignette in der Geschichte der Niederlande. Dieses Mal hatte ich eine der charmantesten Reisebegleiterinnen: die Sonne. Die Straße von Amsterdam nach Zaandam ist hübsch und abwechslungsreich; ab und zu verläuft sie an der Zuiderzee⁷ entlang, auf deren Grund bei klarem Wetter, so wurde mir versichert, die Türme von Kirchen und Mauern einer Stadt zu sehen sind, die einst während der Entstehung dieser Bucht vom Meer verschlungen wurde. Diese Erzählung gehört, so glaube ich, eher ins Buch der Legenden als in das der Geschichte; sei's drum, als ich nahe am Meer vorbeifuhr, sah ich aufmerksam hinein; aber ich erblickte nur etwas Ähnliches wie die Schwester Anne aus dem Märchen⁸: die Sonne, die ihr goldenes Pulver auf den blauen Rücken der Wellen verstreut, und das Gras der Straße, dessen Grün unter ihrem glücklichen Einfluss noch grüner wird.

Wenn man nicht wegen einer Art Pilgerfahrt zum Haus des »königlichen Zimmermanns« Peter I. von Russland nach Zaandam reiste, so müsste man dennoch Zaandam besuchen, allein um seine in einem Garten verstreuten Häuser und seine reich und kokett gekleideten Frauen zu sehen, die man für als Bäuerin kostümierte Damen von Welt halten könnte. Ich kam an einem Sonntag an und sah überall Röcke aus altem Damast und Brokatseide zur Schau gestellt, die eine schicke Pariserin bereitwillig zum Beziehen ihrer Boudoir-Sessel verwendet hätte.

Die Frauen von Zaandam tragen dazu große, fast runde, gefütterte und von einem bunten Stoff eingefasste Strohhüte, die ihnen wunderbar stehen. Dieses robuste und aktive, festlich geschmückte Volk, dieser wolkenlose blaue Himmel, dieser unendliche Horizont des großen Meeres, dieser Früh-

ling, der seine Blütenpracht in den Gartenstraßen sprießen ließ, all das vereinte sich zu einer Szene, die das Auge entzückte und der Seele wohltat und der ich ein paar Stunden lang glücklich beiwohnte.

Danach wollte ich das Zar-Peter-Haus besichtigen.

Man betritt es mit lebhafter Neugierde und einer Form von Respekt vor dieser bescheidenen Behausung, in der ein Mann, der etwa die Hälfte Europas besaß, sich drei Jahre lang mit den trockenen Studien und dem beschwerlichen Handwerk eines Schiffszimmermanns abgab. Peter der Große nimmt in der Geschichte Zaandams den Platz einer seltenen und noblen Person ein; es liegt wahre Größe in seinem freiwilligen Exil fernab des Mutterlands, fernab des Throns, in dieser demütigen Haltung des Mächtigen vor der Arbeit, des halb wilden Despoten vor der Zivilisation; in dieser Würdigung, die die Stärke der Intelligenz zollt. Man spürt, dass dieser Mann, indem er lernte, ein Schiff zu bauen, daran dachte, ein Kaiserreich zu errichten.

Das Haus, in dem er seine großen Projekte vorantrieb und sich seinen bodenständigen Studien widmete, ist klein, aus Holz gebaut, sehr einfach, geradezu eine Kate, in zwei Räume aufgeteilt; im hinteren werden der Tisch gezeigt, an dem er schrieb, und das niedrige und harte Feldbett, auf dem er sich ausruhte. Alles in dem Haus ist von extremer Kargheit: Die Wände sind nackt, die Möbel grobschlächtig und aus einfachem Holz; ein paar Pläne und Zimmermannswerkzeuge hängen an den Wänden; es ist gleichzeitig der Rückzugsort eines Einzelgängers und die Bleibe eines Arbeiters. Nie beherbergte ein bescheideneres Dach einen größeren Geist!

Die Reisenden werden angehalten, ihren Namen in ein

Gästebuch im vorderen Zimmer einzutragen; ich schrieb meinen ans Ende einer Seite, auf der bereits neun englische und sechs deutsche Namen standen. Ich hoffe, dass die französischen Namen im restlichen Buch nicht ebenso spärlich vertreten sind.

Nach Zaandam fuhren wir nach Broek, das nur wenige Meilen entfernt ist. Mir war Broek als die Perle Hollands angepriesen worden; meiner Meinung nach hätte man nicht Perle, sondern Resümee sagen müssen. Dieses Fleckchen Erde bildet nämlich geradezu ein Musterbeispiel für alle Schwächen und Stärken der Holländer.

Broek ist weder eine Stadt noch eine Kleinstadt und schon gar kein Dorf; es ist eine Anhäufung von Landvillen, deren Eigentümer reich genug waren, um sie ganz nach ihrem Geschmack zu bauen; ihren Neigungen entsprechend, gipfelte dies in akkurateen Extravaganzen, unfassbaren Auswüchsen an Sauberkeit – was beweist, dass man sich besser davor hüttet, das Beste auch noch übertreiben zu wollen!

Angefangen bei den Straßen, wobei ich nicht weiß, ob sie als Straßen bezeichnet werden können, denn es kommen keine Fuhrwerke vorbei; ich kann sie jedoch auch nicht Alleen nennen, weil sie mit kunstvoll verlegten Ziegeln gepflastert sind; die Straßen also sind blank gefegt wie unsere Schlafzimmer; damit kein »Unfall« diese peinliche Sauberkeit untergräbt, dürfen keine Tiere die Stadtgrenzen übertreten. Was die Häuser betrifft, stellen Sie sich am besten diese Spielzeuge aus Nürnberg vor, die wir zu Neujahr in großen Schachteln geschenkt bekamen: ordentliche, säuberliche, mit Ölfarbe lackierte Häuser in leuchtenden Farben; Hellgrün, Flieder, Himmelblau, umrandet von Linien, die sich vom Hintergrund abhoben; in Broek sind manche Fenster

golden umrahmt. In der Mitte eines jeden Hauses ist eine hübsche, oft mit Girlanden und Medaillons im Stil Ludwigs XV. verzierte und geschnitzte Eingangstür; diese Tür bleibt hermetisch verschlossen; der Landesbrauch erlaubt nur, sie zu drei feierlichen Anlässen zu öffnen: zur Taufe, zur Hochzeit oder beim Tod des Hausherrn oder der Hausherrin. Für den täglichen Gebrauch gibt es eine andere, niedrige, verdeckte, diskrete Tür zu einer kleinen Straße hin.

In Broek gehört es sich, die eigene Existenz so gut als möglich zu verbergen; man zeigt nur, dass man in seinem Haus wohnt, wenn man durch ein Ereignis von einer gewissen Bedeutung dazu gezwungen wird, wie auf die Welt zu kommen oder von ihr zu scheiden. Ansonsten macht man sich absichtlich klein und unauffällig. Ich konnte kein Haus von innen sehen, weil ich, und das ist kein Scherz, gebeten wurde, meine Schuhe auszuziehen, um einzutreten.

In diesem wunderlichen Land erlebt man eine seltsame Umkehrung der natürlichen Ordnung; dort ordnet sich der Mensch den Dingen unter, das intelligente Lebewesen wird zum Sklaven der unbelebten Materie; die Leute behindern sich, schränken sich ein, stehen still, um ihre Steine nicht zu betreten, ihr Gras nicht zu knicken oder ihre Türen nicht zu verschleißsen. Vor lauter Tüftelei, Gründlichkeit und falsch verstandener Kunst ist es ihnen gelungen, sogar aus ihren mit seltenen Pflanzen vollgestopften Gärten unerfreuliche, langweilige Orte zu machen. Rund um die Rasenflächen, auf denen kein Hälmchen seinen Nachbarn überragen darf, schlängeln sich mit gesiebtem Sand aufgeschüttete Alleen; in diesen Sand hat eine geduldige Hand Arabesken gefurcht, und da Schritte unvermeidlich diese delikaten Zeichnungen zerstören würden, lassen die wenigen Einwohner, die genug

Lebendigkeit besitzen, um spazieren zu gehen, auf ihren Alleen mobile Bretter auf kleinen Sockeln anbringen. Die Stämme der in Gruppen stehenden Bäume sind grau oder weiß angestrichen, und ihre Zweige sind so regelmäßig geschnitten, dass jeder Baum wie ein künstliches, unten in weißes Papier gewickeltes Bukett aussieht. Damit dem Gesamtbild nichts fehlt und um Schäden für den Garten vorzubeugen, ersetzen Holzfiguren in echten Kleidern die Spaziergänger in den Wäldchen, und in den Becken schwimmen perfekt nachgebildete Schwäne. Alles in allem ist eine Dekoration im Stil des Trompe-l’Œil um ein Vielfaches *echter* als die Landschaft in Broek, und ich kenne auf der ganzen Welt keinen Winkel, der kälter, trister und kleinlicher ist und wo der Mensch es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Natur zu verarmen, zu entstellen und zu amputieren, unter dem Vorwand, sie zu verschönern.

Nach zwei Stunden verspürte ich einen heftigen Drang, dieses Land der Pingeligen zu verlassen; ich hatte es eilig, ein wenig Leben, Bewegung, Unordnung, ja, ich wage es zu sagen, sogar Staub wiederzufinden; alles kam mir erstrebenswerter vor als das, was ich vor Augen hatte. Die Leute in Broek haben weder den Hang noch die Liebe zur Sauberkeit; sie sind Sauberkeitsfanatiker, Fetischisten! Ich weiß nicht, ob sie eine andere Religion haben als diese; doch sie schießen mir den Dreck mehr zu fürchten als die Hölle und den Staub mehr als die Sünde; sie verwenden so viel Zeit darauf, ihre Wege zu kehren, dass ihnen nicht viel davon bleiben kann, um ihr Gewissen zu reinigen; gewiss muss, wer bei ihnen empfangen werden will, nicht das Laster tunlichst vermeiden, sondern die Flecken.

Freudig verließ ich dieses absurde Riesenspielzeug im

Lichte eines schönen Sonnenuntergangs, dessen ganze Strahlkraft nicht ausreichte, diese grässlichen Häuschen in Broek hübscher zu machen.

Unweit von Amsterdam fanden wir einen geeigneten Ort, um unter nur mäßig beschnittenen großen Bäumen zu Abend zu essen. Während wir dabei waren, die Schwere dieses mit Bier zubereiteten Mahls durch ein paar Flaschen Bordeaux-Wein auszugleichen, gesellte sich eine dunkelhäutige, zierliche spanische Gitana zu uns, die ungefähr fünfzehn oder sechzehn Jahre alt sein mochte, mit den typischen großen, kecken Augen und prächtigen schwarzen Haaren, in die sie auf wunderliche Art einen Fetzen aus rotem Samt geschlungen hatte; sie nahm ihre Gitarre und spielte eine Seguidilla in diesem energischen und nervösen Rhythmus, der den speziellen Charakter der spanischen Musik auszeichnet. Dadurch schickte sie einen warmen Farbstrahl in die etwas kühle Ruhe dieser Gegend und streute eine lebhafte Prise Fröhlichkeit in die etwas stumpfsinnige Gelassenheit unserer Wirte.

Zwei Stunden später ging ich an Bord der *Wilhelm I.*, von wo aus ich Ihnen schreibe, und werde morgen in Hamburg sein.